

Aus der politischen Woche

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 45

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verantwortlichen Kommunisten und bildete dort eine Pfütze. Der Kommunist stand auf. Mura stellte sich vor Tossit, sie atmete mühsam.

„Was soll das heißen?“ fragte der verantwortliche Kommunist. Auf seiner Stirn erschien eine tiefe Falte. „Was sind das für Kinder? Was sind das für Dummheiten?“

„Wir sind Mamas Kinder“, sagte Tossit hinter Muras Rücken. „Und das sind nicht unsere Dummheiten, die Türe ist schuld daran. Mu-ura, sage ihm das.“

Der verantwortliche Kommunist machte einen Schritt und sah auf Tossit, der in seiner Aufregung die Nase mit Muras Schürze putzte.

„Wer ist das?“ fragte er.

„Das ist Tossit, mein Bruder“, antwortete Mura. „Er ist noch klein. Er sollte in einen Kindergarten geschickt werden, aber ich habe keine Zeit mich damit abzugeben. Müde bin ich, ich habe gar keine Kraft.“

Der verantwortliche Kommunist nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Und wer sind Sie?“ fragte er.

„Ich bin Mura, seine Schwester. Unsere Mutter ist tagsüber im Dienst und am Abend arbeitet sie privat. Bitte, sagen Sie aber, warum haben Sie kein Härtchen auf der Mitte vom Kopf?“

„So ist es gekommen“, antwortete der verantwortliche Kommunist und strich mit der Hand über den Kopf, „ausgegangen sind sie.“

„Mu-ura“, flüsterte Tossit hinter ihrem Rücken, „wieso sagt er, sie seien gegangen? Wenn es so wäre, so wären sie irgend wo hier, nicht weit. Sie sind nicht ausgegangen, sondern hineingegangen, deswegen sieht man sie nicht. Sag es ihm, Mu-ura.“

„Setzt euch hier hinauf“, sagte der verantwortliche Kommunist und wies ihnen den Tisch an. Mura und Tossit setzten sich auf beide Seiten neben das Tintenfaß und fingen an alles ordentlich zu berichten. Der Kommunist war ja ein „verantwortlicher“ und mußte alles beantwortet haben.

Zuerst sprach Mura: „Mama gibt uns Stunden am Sonntag, wenn sie frei hat. Ich habe einen Aufsatz geschrieben. Interessieren Sie sich dafür?“

„Sehr“, antwortet der Kommunist, „ich bitte sehr.“

„Also... Er heißt: Der Viehhof.“

Und Mura liest von einem schmutzigen Papierfetzen, den sie aus der Tasche herausgezogen hat: „Die Kuh ist ein sehr großes Tier mit vier Beinen an den Ecken. Sie gibt zweimal am Tage Milch und der Truthahn vermag das nicht, auch wenn er sich Mühe geben würde. Aus der Kuh macht man Koteletts, Kartoffeln dagegen wachsen besonders. Weiter habe ich noch nicht geschrieben.“

„Ja“, sagt der verantwortliche Kommunist und schaut seine Nägel an, „das ist sehr, sehr... Und haben Sie nicht zufälligerweise Hunger?“

„Tossit hat privat beide Koteletts aufgegessen und ich habe nichts gegessen, da nichts mehr da war.“

Daraufhin holt der verantwortliche Kommunist aus dem Schrank eine Wurst, Mandarinen und Weißbrot. In dem Moment läutet auf dem Tisch das Telephon unter Tossit, der, ohne es zu merken, sein Bein darauf gelegt hatte.

Der verantwortliche Kommunist nimmt das Hörrohr.

„Ja“, sagt er, „ich bin es. Was? Ich soll kommen? Jetzt kann ich nicht. Ich habe gegenwärtig eine sehr wichtige Unterredung mit zwei Genossen. Jetzt ist es unmöglich.“

Und die Genossen essen und berichten weiter: „Als ich klein war“, sagt Tossit mit vollem Mund, „so hatte ich es sehr lustig. Ich saß mit Mutterchen und mit Mura und wir haben geperlt.“

„Wie?“ fragt der verantwortliche Kommunist und man merkt, daß er nicht ganz nachgekommen ist.

„Geperlt haben wir. Sage es ihm, Mu-ura.“

„Er will sagen, daß wir Ketten aus Perlen gemacht hätten“, erklärt Mura.

Der verantwortliche Kommunist nimmt die Kinder vom Tische weg, setzt Mura auf ein Knie und Tossit aufs andere und macht ihnen aus den „Nachrichten“ ein wunderbares Schiff...

Die Zeit vergeht. Man hört, wie das Haus sich mit Menschen anfüllt. Alle kommen aus den Aemtern heim. Hinter den Fenstern wird es blau. Der verantwortliche Kommunist zündet das Licht an und beginnt mit einem neuen Schiff. Erst dann erinnert sich Mura an die Mutter.

Sie springt vom Knie des Kommunisten und öffnet die Türe, um zur Mutter zu laufen, die sicher schon heimgekommen ist. Aber die Mutter steht gerade hinter der Türe, voller Angst. Sie hat offenbar gelauscht.

„Mura, was machst du hier? Und wo ist Tossit?“ flüstert sie ganz entsetzt. „Wie seid ihr hierher geraten?“

„Du mußt keine Angst haben, Mutterchen“, sagt Mura aufmunternd. „Wir sind hier zu Besuch und haben sogar die Wurst schon aufgegessen. Komm, ich werde dich bekannt machen.“

„Mutterchen“, ergreift Tossit das Wort vom rechten Knie des verantwortlichen Kommunisten. „Komm her, ich will dich bekannt machen.“

Und Mutter kommt herein...

Am Abend unterhalten sich Tossit und Mura, in den Betten liegend: „Er ist ein guter Mensch“, sagt Mura. „Ich bin sogar sicher.“

„Guter Mensch“, bekräftigt etwas schläfrig Tossit. „Was sagst du, Mutterchen, dazu? Ist er gut?“

„Ja“, sagt Mutter, „sehr gut.“

Und sie denkt nach.

Woran denkt sie?

Aus der politischen Woche.

Italien.

Am 28. Oktober feierte das fascistische Italien in Rom den 5. Jahrestag des Marsches auf Rom. Mussolini hatte Schweigen verordnet. An Stelle der Einzelreden wollte er das von ihm verfaßte Manifest verlesen wissen. In Rom und am 31. Oktober in Bologna strömten Hunderttausende von Schwarzhemden zusammen, um ihrem Oberhaupt zu huldigen. Die begeisterte Menschenmenge, die sich in Rom auf der Piazza Colonna zusammengefunden hatte, wollte von der Verlesung des Manifestes nichts wissen und verlangte stürmisch eine persönliche Ansprache des geliebten Führers. Lächelnd trat Mussolini, der diese Aufforderung erwartet haben mochte, auf den nun historisch gewordenen Balkon des Palazzo Chigi hinaus und hielt die gewünschte Ansprache, von der Menge frenetisch applaudiert.

Manifest und Rede sind von den gleichen Ideen beherrscht. Der Fascismus hat auf der ganzen Linie gesiegt. Sein Prestige ist gestiegen, auch im Auslande. Er hat in den vier Jahren seiner Herrschaft Gewaltiges geleistet. Alle Häfen von Valerino bis Fiume werden ausgebaut und mit den modernsten Einrichtungen versehen. In den Kolonien herrscht reges Leben; Bengasi wird einen sichern Hafen erhalten und Massaua wird der erste Hafen im Roten Meere werden. Aber all das genüge dem Fascismus nicht; das sei nur ein Anfang. „Alle unsere Kräfte müssen vervollkommen werden. Die Lösung für Partei, Miliz und Gewerkschaften heißt: Disziplin, Eintracht, politische und moralische Unverfälschtheit.“ Die Ideen des alten demokratisch-liberalen Italien müssen rücksichtslos geopfert werden. Triumpieren sollen die Tugenden des wahren Fascismus: Freimut, Rechtchaffenheit, Selbstlosigkeit und Tüchtigkeit. Italien wird sich durchsetzen gegen jedermann, Italien wird groß werden...

Das fascistische Italien ist eine weltpolitische Realität — zweifellos. Mussolini hat die Macht, und damit beherrscht er den Staat. Und er hat den Willen und die geistigen Potenzen, die Macht in den Händen zu halten; er wird sie



Der neue apostolische Nuntius für die Schweiz, Se. Em. Erzbischof Pietro di Maria, Titularerzbischof von Iconium, bisher päpstlicher Delegat in Kanada.

Der Prälat ist geboren in Moliterno in der Provinz Potenzo in Italien am 3. August 1867; er wurde 1906 zum Bischof von Catanzaro in Calabrien gewählt und im Jahre 1918 als apostolischer Gesandter nach Kanada geschickt. Er ersetzt in Bern den Monsignore Maglione, heute päpstlicher Nuntius in Paris.

nach menschlichem Ermessen auch behalten, solange ihm die Göttin Fortuna Zustimmung lächelt. Aber eine andere Frage ist die, ob der Fascismus als System die innere Berechtigung zur Herrschaft über ein ganzes Volk hat. Die Frage ist erlaubt im Hinblick auf die weltpolitischen Tendenzen des Fascismus. Fast jedes Volk hat ja heute mit seinen Fascisten zu tun. Denn der Fascismus ist eine politische Gesinnung, die Schule macht. Nicht, daß er eine neue Idee enthielte: der Fascismus ist ein Zurückfallen in vergangene Geschichtsepochen, eine Wiederaufnahme des Autoritätsgedankens gegenüber dem Gedanken der individuellen Freiheit, das Wiederaufenthronsetzen des Statismus gegenüber den Rechten des Einzelmenschen; dies alles zum Zwecke der Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, die frei werden sollen zu neuen Machteroberungen. In dieser Zielsetzung hat der Fascismus den Widerspruch in sich selbst aufgedeckt. Denn wenn jedes Volk fascistisch denkt und handelt — und dazu wird es durch den italienischen Fascismus eben genötigt — dann bedeutet das den Krieg aller gegen alle. Die Entwicklung, der der Weltkrieg hätte ein Ziel setzen sollen, wenn in ihm wirklich ein Sinn lag, fängt so von vorne an. Der Fascismus ist in seiner heutigen von Mussolini propagierten Form eine Gefahr für die Menschheit.

Daß er für das italienische Volk eine latente Katastrophe bedeutet, das beweisen wieder einmal

die Ereignisse in Bologna:

Bei Anlaß der Fascistenfeiern in Bologna, die dieses Jahr besonders prunkvoll ausfielen, im Momente, als Mussolini sich zur Abreise nach Forlì im Auto nach dem Bahnhof begab, wurde auf ihn geschossen. „Mussolini unverletzt, der Attentäter getötet“, so schloß lakonisch die erste Meldung. Das ist das 4. Attentat auf den Diktator. Wieder ist

das Glück ihm hold gewesen. Die Kugel durchschlug das Band des Großkreuzes des Mauritius-Ordens, den Mussolini trug, und riß ein Stück seiner Uniform weg. Ruhig fuhr das Auto weiter, während die Carabinieri und die Nächststehenden sich auf den Attentäter warfen und ihn augenblicklich erschlugen. Die Leiche wies Ertrosselungsspuren und 14 Dolchstiche auf. — Wer ist der Attentäter? Ein Knabe von 15 Jahren, Sohn des begüterten Buchdruckereibesizers Zamboni in Bologna, der patriotisch gesinnt war. Die Täterschaft des Knaben ist problematisch. Ein Irrtum ist nicht ausgeschlossen. Die ganze Familie Zamboni ist verhaftet. Schon vorgängig waren 2000 „Verdächtige“ hinter Schloß und Riegel gesteckt; die Verhaftungen werden in großem Stile fortgesetzt.

Wir verurteilen selbstverständlich jeden Mord, geschehe er an Matteotti oder an Mussolini. Aber die heutigen Zustände der Unsicherheit in Italien sind geradezu erschreckend. Das beweist einmal die Tatsache, daß trotz des Aufgebotes eines ganzen Bataillons Alpini und der hunderttausend Fascisten, die Mussolini zu schützen hatten, das Attentat möglich war. Die Einführung der Todesstrafe hat also den Duce nicht geschützt. Jedes Attentat wird vermutlich neue Repressalien erzeugen und diese wieder neue Attentate. Das Schicksal Mussolinis wird zwangsläufig. Und damit auch das Italiens. Man lese, was die Fascisten den Nichtfascisten androhen: Massaker, Volksgericht. Der „Popolo d'Italia“ läßt sich wie folgt vernehmen: „In Italien und im Ausland muß man wissen, daß die fascistische und italienische Rache die Macht und Form der Rache des alten Roms besitzt: kaltblütig, unerbittlich und erbarmungslos. Was immer vorkommt, die Schuldigen werden büßen müssen.“ Das alte Rom! Schon werden Proskriptionslisten vorgeschlagen. Wehe, wenn die Tage des Brutus und Cassius, des Marc Antonius und Oktavianus wiederkehren sollten! Die Genialität Mussolinis wird sich erst bewähren, wenn er von Italien diese Gefahr abzuwenden versteht. Der Duce hat zur Ruhe gemahnt. Werden seine Freunde die Besinnung bewahren, wenn ihrem Führer einmal der Kommandostab aus der Hand fallen sollte?

Der fascistischen Entwicklung, die zweifellos etwas Zwingendes an sich hat, haftet die Nervosität des Genies Mussolini an. Sie kann ihr Ziel nicht schnell genug erreichen; sie überstürzt sich, blickt wild um sich, sucht Feinde überall und findet sie. Der Fascismus gemahnt in seinem Gehaben an einen hochgradigen Neurastheniker; der Zusammenbruch muß aller menschlicher Berechnung nach kommen, wenn der Patient sich nicht rechtzeitig genug Ruhe gönnt. Das persönliche Arbeitsmaß Mussolinis übersteigt das menschlich zulässige und ertragbare. Jede Ueberarbeit rächt sich.

Die deutsch-französische Verständigung.

Die Nachrichten über dieses Thema klingen diese Woche wieder optimistischer. Die Besprechungen zwischen Briand und Hoeseh dauern an. Man spricht davon, daß Briand im Dezember sich in Genf mit Stresemann neuerdings zu Verhandlungen finden wird. Beide Außenminister haben sich auf das Programm von Thoiry persönlich festgelegt. An ihrem guten Willen, zu festen Resultaten zu kommen, ist jedenfalls nicht zu zweifeln. Sie suchen eifrig nach neuen Verständigungsgrundlagen.

Die Deutschnationalen scheinen im Begriffe zu sein, sich mit den Tatsachen von Locarno abzufinden. Dr. Fergt steht bereits auf dem Boden der loyalen Mitarbeit an der Regierung.

In Berlin soll 1930 eine Weltausstellung stattfinden. Wenn sich die Nachricht nicht als Ente herausstellt, will also die deutsche Hauptstadt die Welt auf 1930 einladen, sie zu besuchen, um hier die Errungenschaften deutscher Technik und Kultur zu bewundern und zu konstatieren, daß die junge Republik, trotz Kriegslasten, dem deutschen Lande einen ungeahnten Aufschwung gebracht hat.